

dtv

Julian Passauer ist ein »fleißiger Taugenichts« mit einer lebenslangen Sehnsucht. Es ist die Sehnsucht nach dem Süden, vom Vater ererbt. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in Wien geboren, wuchs der Sohn des stellvertretenden Direktors des Kunsthistorischen Museums im Dachgeschoss von Schloss Schönbrunn auf. Nach einer Kindheit voller Verständnis, Zuwendung und Güte, das Schöne stets vor Augen, wird er als junger Mann Afrika auf einem Schiff umfahren, eine Zeit lang studieren, und schließlich sein Geld als Pokerspieler verdienen. Sein Verlangen nach dem Schönen, dem Erhabenen, wird ihn hierhin und dorthin treiben, in diese und jene Arme. Erst in einer alten Villa am Gardasee wird er schließlich seine Seelenruhe und die Frauen seines Lebens finden, bevor es ihn weiterzieht – nach Süden.

André Heller, geboren 1947 und aufgewachsen in Wien, sozialisiert im Café Hawelka, ist Chansonnier, Aktionskünstler, Kulturmanager, Ideen-Verwirklicher, Dichter, Schauspieler und Schriftsteller. Er lebt abwechselnd in Marrakesch, in Wien und auf Reisen.

André Heller

Das Buch vom Süden

Roman

dtv

Bei dtv ist von André Heller außerdem lieferbar:
Schattentaucher (13110)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



2. Auflage 2018

2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags Wien.

© 2016 Paul Zsolnay Verlag Wien

Umschlaggestaltung: nach einem Entwurf von Fuhrer, Wien,
unter Verwendung des Bildes

›Au premier mot limpide‹ (1923) von Max Ernst
(VG Bild-Kunst, Bonn 2018, bpk-bildagentur)

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
(Satz nach einer Vorlage des Paul Zsolnay Verlags)

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14634-0

*Für meine schöne und wundersame Mutter,
Elisabeth Heller, der ich an ihrem 101. Geburtstag
aus dem Manuskript zu diesem Roman vorlesen
durfte. Ihr Urteil lautete: »Ich hoffe, du hast all
dies ursprünglich mit einer Füllfeder geschrieben.
Die Buchstaben lieben nämlich Füllfeder.«*

Erster Teil

Julians Vater hieß Gottfried Passauer, roch immer nach Tabak und war Doktor der Philosophie und Zoologie. Wenig im Leben vermochte ihn trauriger zu stimmen als der Ausgang des Ersten Weltkriegs im Jahre 1918, denn damals hatte Österreich die Zypressen verloren. Eine Heimat ohne südliche Landschaft, ohne die sich tausendfach überlagernden Geräusche des Hafens von Triest, ohne die herablassenden Gesten der Kellner in den Weinschenken von Cattaro, ohne die Frühlingsgewitter über dem Gardasee bei Riva oder die seidenbespannten Sonnenschirme eleganter Damen auf den Tribünen der Galopprennbahn von Meran war nicht mehr seine Heimat, und so gab es auf Erden nirgendwo mehr Heimat für den Doktor Passauer. Dass seine geliebten Orte und Gegenden nicht auch der Welt abhandengekommen waren, sondern lediglich Österreich, konnte ihn nicht im Geringsten trösten, denn Grenzen waren ihm in der Seele zuwider. Und, dass man fortan von ihm auf den Wegen nach Abbazia und Fiume einen Pass verlangte und Zolldeklarationen – ihn also ausgerechnet in den vertrautesten Gefilden zum Fremden ernannt hatte, verwandelte seinen Respekt gegenüber den für den Krieg und dessen katastrophalen Verlauf verantwortlichen Kaisern Franz Joseph und Karl derart, dass es ihm zur Gewohnheit wurde, sich mit kleinen fotografischen Bildnissen der Majestäten die Virginiazigarren anzuzünden.

So wuchs Julian mit einem Vater auf, der ein Meister der Melancholien und des unstillbaren Heimwehs war und der trotz all des Glücks, das ihn beruflich zum stellvertretenden Direktor des Naturhistorischen Museums in Wien und privat zum Haupt einer erstaunlich facettenreichen kleinen Familie bestimmt hatte, doch häufig bei seinen Freunden und Bekannten den Eindruck erweckte, die Traurigkeit sei ein mächtiger eigener Staat und er dessen Botschafter oder zumindest Generalkonsul in Wien. »Nur im Süden ist Rettung«, sagte er bei jeder Gelegenheit, die nach Ratschlägen verlangte. »Ihr habt die Zypressen der Monarchie nicht mehr gekannt. Geht und lebt, wenn irgend möglich, frohen Herzens bei den italienischen oder slowenischen. Alles ist leichter im Süden. Im übertragenen und auch im wirklichen Sinn. Eines Tages wird man wissen, dass sich die Physiker irren, wenn sie behaupten, zehn Kilogramm in Salzburg sind gleich zehn Kilogramm in Assisi. Allein der Gesang der Orpheusgrasmücke, jenes schwarzköpfigen Vogels übermütiger Melodien, könnte das spezifische Gewicht der Dinge in der Landschaft des heiligen Franziskus auf das Erstaunlichste verringern. Zehn Salzburger Kilo wiegen in Assisi wahrscheinlich höchstens ein Drittel. Nur im Süden ist Rettung.«

Diese merkwürdigen Theorien verfehlten auf Julian nicht ihre Wirkung. Das Österreich der Zweiten Republik, in das er kurz nach der Niederringung der Nationalsozialisten geboren wurde, erschien ihm, sobald er es nur einigermaßen kennen gelernt hatte, mit seinen neun Bundesländern als Reich des Bleiernen und des Fröstelns. (Napoleon soll ja einmal seinem Generalstab geklagt haben: »Sechs

Monate Kälte und sechs Monate Winter, das nennen die Älpler ihr Vaterland.« Und Ähnliches meinte wohl auch der alte Graf Eltz, als er im Café Wunderer über das Klima im steirischen Altaussee räsonierte: »Das Gute an den dortigen Sommerfrischen ist, es regnet für gewöhnlich nur zweimal in der Saison: zunächst von Anfang Juni bis Anfang August und dann erst wieder von Mitte August bis Ende Oktober.«)

Immer wieder lebten die Passauers in einer Wolke aus bitterer Sehnsucht, die sich nur während der großen Ferien ganz auflöste, wenn sie, am Abend nach Julians Zeugnisverteilung, in dem nach Kohle und nassen Zeitungen riechenden Schlafwagencoupé nach Venedig fuhren. Die Mama wusste, dass zwischen dem Wiener Südbahnhof und der Endstation Santa Lucia genau 126 größere und kleinere Tunnel zu durchfahren waren, und die ganze Nacht wachte sie, um jeden einzelnen davon mit einem Kopfnicken der Erleichterung zu begrüßen. Sie empfand die Strecke nämlich als musikalisches Phänomen, als reich instrumentierte Partitur, worin Niederösterreich, die Steiermark und Kärnten unterschiedliche elegische Themen bedeuteten, die eins ins andere und zuletzt in das breite Furioso von Julisch-Venetien mündeten. Bei der allgemein bekannten Neigung vieler Eisenbahner zur Unachtsamkeit musste man aber ihrer Meinung nach stets um die sozusagen werkgetreue Ausführung der Strecke besorgt sein. Dies besonders, seitdem sie mehrmals geträumt hatte, dass herrenlose Lokomotiven mitsamt den Waggons imstande waren, bestimmte geographische Abschnitte einfach zu überspringen.

Gottfried Passauer schien die Besorgnis seiner Frau zu

teilen, allerdings in der Variante, dass heimtückische Sadisten den Zug nach Norden umleiten könnten und man des Morgens das Panorama von Göteborg oder Helsinki vor Augen hätte anstatt jenes der wundersamen Stadt in der Lagune. Julian schlief auf der Reise unter diesem Baldachin elterlicher Angespanntheit, und wenn er erwachte, sah er für gewöhnlich einen schnurrbärtigen, in tintenblaues Uniformtuch gekleideten Kondukteur, der behände mit Schokoladesplittern und Zimt bestreuten Milchkaffee und Kipferln, die mit Erdbeermarmelade gefüllt waren, servierte.

Dieses Frühstück bedeutete traditionsgemäß das Ende der österreichischen Enge und breitete vor den Passauern eine Region aus, worin des Vaters Weltbild seiner Überzeugung nach allgemeine Anerkennung genoss. Denn er dachte, dass die bei klarem Verstande seienden Bewohner des Südens durchaus wussten, dass sie im eigentlichen Sinn nicht auf Erden lebten, sondern in einem auf unbestimmte Dauer herabgesunkenen Teil des Himmels.

Jeweils zwei Sommer wohnte die Familie, um die Kosten niedrig zu halten, in einer kleinen Pension mit Blick auf die Accademia-Brücke nahe der Zattere. Dafür leistete man sich jeden dritten Sommer ein geräumiges Zimmer im Grand Hotel des Bains. Nachdem die Koffer ausgepackt waren, führte der erste Weg stets zum Strand des Lido, wo sie die letzten Meter zum Adriatischen Meer Hand in Hand liefen. Dann wurden Schuhe und Socken ausgezogen, und als ob die Füße Verdurstende wären, traten sie ins Wasser, und wer als Erster eine makellos schöne Muschel fand, durfte sich während der ganzen Ferien Primus nennen.

Österreichs Beamte, so wird oft gesagt, haben weitaus mehr Rechte als Pflichten. Ihre berufliche Haupttätigkeit liege im kunstvollen Verlangsamen des Aktenflusses und der Verschleppung wichtiger Entscheidungen. Für diese Kaste, deren Glaubensbekenntnis der Protektionismus sei, wird durch Vermischung von Privatem und Amtlichem allerdings beinahe alles möglich im Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten. Voraussetzung für das Inkrafttreten der Protektion und ihres ausführenden Verhaltens, der Intervention, ist die Zugehörigkeit zu einer sogenannten Gesinnungsgemeinschaft, worunter von den Religionen bis zum Kegelklub und von den Parteien bis zum gemeinsamen Fleischhauer nahezu alles firmieren kann.

Julians Vater hatte von jeher all diesen Vereinigungen und deren Ritualen entsagt. Weder als Vorgesetzter noch als Beamter kannte er ein anderes Prinzip als jenes der Korrektheit plus, wie er es formulierte, »ein paar größere Brösel Gütezuschläge für arme Teufel«. Seine Mitarbeiter waren von ihm streng nach ihren Fähigkeiten und nicht nach Proporzgesichtspunkten ausgewählt, und dieser Umstand trug entschieden zum guten Ruf bei, den das Wiener Naturhistorische Museum, zumindest während der fünfziger und sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, weltweit in Fachkreisen genoss. Manche fragten sich zu Recht, ob Gottfried Passauers Untadeligkeit nicht eine Verhütungsmaßnahme für jedwede Staatskarriere hätte bedeuten müssen. Und tatsächlich lag sein Aufstieg in einem Irrtum begründet.

Der Bundeskanzler Leopold Figl hatte ihn nämlich für den Bruder eines steiermärkischen Volksparteigranden

und Bauernbundfunktionärs namens Albrecht Passauer gehalten, der in Wahrheit mit Julians Familie weder verwandt noch bekannt war. Durch diese Verwechslung beflügelt, verfügte er an einem nebeligen Oktobertag des Jahres 1946 die Berufung des Dr. Gottfried Passauer auf den Posten des durch Entnazifizierungen vakant gewordenen Ersten Direktors des Instituts. Zunächst kommissarisch! Als Figl acht Wochen später anlässlich einer Gefälligkeit, die er sich von Albrecht Passauer mit Hinweisen auf die Protektionierung seines Bruders erbitten wollte, den wahren Sachverhalt erfuhr, degradierte er Gottfried Passauer, um Aufsehen zu vermeiden, zum nichtkommissarischen Vize-direktor, was dieser bis zu seinem Herztod mit 76 Jahren am Abend des 12. August 1971 auch blieb. Zeit seines Lebens erfuhr er niemals von jener für ihn so günstigen Verwechslung, und Julian wusste davon auch nur, weil ihm ein pensionierter Sektionschef des Unterrichtsministeriums beim Leichenschmaus nach seines Vaters Begräbnis am Hietzinger Friedhof den Sachverhalt aufgedeckt hatte. (»Manchmal geschieht auch in Österreich das Richtige«, sagte der Graf Eltz, »aber leider fast immer unabsichtlich.«)

Gottfried Passauer hatte sich dereinst für eine Dienstwohnung mit geringem Komfort, aber einzigartiger Umgebung und Aussicht entschieden. So wohnte die dreiköpfige Familie in sieben parkseitigen, ehemaligen Dienerzimmern des obersten Geschosses von Schloss Schönbrunn, der habsburgischen Sommerresidenz zu Wien. Die mit einer irritierenden, vom Wohnungsherrn gewünschten Mischung aus barockem und Kolonialstil dekorierten Räume waren un-

tereinander nicht verbunden und lediglich über einen breiten Gang zu erreichen, der aus nichts als Kühle gemauert zu sein schien.

Das Elternzimmer hatte ein Doppelbett aus dem Besitz des Prinzen Eugen, denn Möbel aus dem Bundesmobiliendepot standen höheren Beamten jederzeit ebenso zur Verfügung wie zweitklassige Gemälde aus den Staatssammlungen. Daneben befand sich das einzige Bad. In weiterer Folge: der sogenannte Arbeitssalon, die Bibliothek, das Speisezimmer, die Küche und als Abschluss das Kinderzimmer. Von seinem Diwan aus konnte Julian selbst noch im Liegen den Hügel mit der Gloriette sehen. Er vermutete, dass sie die steinerne Hülle eines großen Geheimnisses war, eventuell ein wienerisches Taj Mahal für eine, der Öffentlichkeit geheim gebliebene, Liebe der Kaiserin Maria Theresia, oder sie barg die, vermeintlich verschollene, heilige Bundeslade der Juden, von der ihm sein Vater erzählt hatte. Am wahrscheinlichsten schien ihm allerdings, dass sich unter dem Gebäude ein samtausgeschlagener Kreißsaal befand, in dem die Engel ihresgleichen gebaren. Es kam nämlich vor, dass an Augustabenden ein Summen, wie das Musizieren einer monströsen Hummelversammlung, aus Richtung der Gloriette an Julians Ohr drang. Aber es war ihm unmöglich, jemand Zweiten zu finden, der dieses Phänomen hören konnte.

Unter Julians Fenster breiteten sich Rabatten aus, die auf dem weiten, Hauptparterre genannten Platz zwischen Prunkstiege und Neptunbrunnen von März bis Oktober ein vielfarbiges Blüten- und Blättermuster schufen. Dazwischen, auf Kieswegen, flanierten tagsüber und bei jedem

Wetter staunende Menschen aller Nationalitäten und Hautschattierungen. Brunnenfiguren spien im Wind zerstiebende Fontänen in die Luft. Marmorne Schäferinnen, Faune und Götterboten schmiegteten sich in Nischen, die rotbeschürzte Gärtner in die hohen, beinahe lückenlos vernetzten Hainbuchen schnitten. Manchmal konnte Julian von all dem stundenlang nicht den Blick abwenden, als zeigten sich ihm längst entschwundene Bilder einer unvergleichlichen *Laterna Magica*.

Seine Mama nannte dies »das nützliche Entrücktsein meines zaubrischen Sohnes«, und sie löste ihn daraus für gewöhnlich, indem sie ihre Arme sanft von hinten um ihn schlang und Wange an Wange, leise pfeifend, für zwei oder drei Minuten ihren und seinen Oberkörper hin und her wiegend, ebenfalls in den Park schaute. Dann drehte sie Julian an den Schultern aus der Traumverlorenheit in die Dämmerung des Zimmers und gab ihn mit einem Lächeln der Wiener Wirklichkeit des zwanzigsten Jahrhunderts zurück.

Das Schauen in die Kraft von Schönbrunn, die abendlichen Spaziergänge darin, kündeten von einer Klarheit und Unbestechlichkeit, die Julian jenseits der Alleen und Rosengärten, jenseits des sich in Fischteichen verdoppelnden Wildgänseflugs oder des unter seinen Schritten zerbrechenden Laubes lange vergeblich suchte. Nur der Duft in den Haaren seiner Mama, der von den mit Kampferöl beträufelten Polstern ihres Schlafzimmers herrührte, war ebenfalls dem Idealen zugehörig und in schlimmen Nächten seine einzige Zuflucht vor den Folterungen durch das verzweifelte Brüllen, Fauchen und Heulen der im nahen

Zoo eingekerkerten Tiere. In ihren Träumen sehen die Panther und Seelöwen, Eisbären, Dromedare, Zebras, Paviane und Krokodile nämlich die weiten Erd- und Wasserlandschaften ihrer Heimat. Sie spüren auf ihrem Fell Regen aus dem Gangesdelta, arktische Eisstürme, sich überschlagende Wellen des Pazifischen Ozeans oder das dichte Treiben glimmenden Wüstensandes, und eine schneidende Sehnsucht bemächtigt sich ihrer und zwingt sie, Anklagen zu erheben, die das Gemüt des Geistes rühren sollen, dem die Geschicke der niederen Kreatur anvertraut sind.

Aber jener Geist, wenn es ihn denn gibt, war zumindest in Julians Kindheit und Jugend taub und blind. Denn die Tiere flehten viele Nächte, und Morgen für Morgen öffneten sich trotzdem die Tore der ehemaligen habsburgischen Menagerie, um Schaulustigen das Vergnügen zu bieten, Elefantenrüssel mit Zehngroschenstücken zu füttern, ein Nashorn »Karliburli« zu rufen oder Lamas als vorbeugende Maßnahme anzuspucken. Julian verfluchte die Gefängnisgehege rund um den freskenverzierten barocken Frühstückspavillon des Herrschers mit der gleichen Inbrunst, wie er vor dem Einschlafen für den Schutz des die Kastanienalleen überragenden Palmenhauses mit seinen botanischen Wunderkammern betete. Es beherbergte ja im dritten Abschnitt den sogenannten Tropensaal, den südlichsten Süden seiner wienerischen Umgebung. Dort bewunderte man den chilenischen Jasmin mit seinen herzförmigen Blättern, die blauen Blüten der Passionsfrucht Brasiliens und die lila Glocken des mexikanischen Rhodochiton. Auch eine Dupreziana-Zypresse gab es, von denen damals weltweit nur mehr zwölf oder dreizehn Exemplare

in den Tassili-Bergen der Sahara überdauert hatten. Die dichten weißen Blütentrauben der westasiatischen Azarole wuchsen neben fleischfressenden Pflanzen, Kokospalmen und dem dramatischen Rot des australischen Fackelgingers.

Julians Vater besaß für die heißen und feuchten Gewächshallen einen eigenen Schlüssel, der es ihm und seiner Familie ermöglichte, auch außerhalb der Besuchszeiten auf jenen weißen englischen Holzbänken zu sitzen, die zwischen 9 und 17 Uhr 30 vor allem Asthmatiker und Keuchhustenkranke zur Linderung ihrer Beschwerden beanspruchten. So verbrachten die Passauers manche Silvesternacht oder Mamas Geburtstagsabend am siebenten Februar inmitten von Gerüchen aus modernder Rinde und der schweren Süße der Tuberosen, die ein Merkmal des Regenwaldes sind, während draußen vor den Scheiben aus gewölbtem Glas häufig der Schnee die Taxushecken in abstrakte Skulpturen verwandelte.

Es waren diese innigen Stimmungen, die Julian ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu seinen Eltern lehrten. Sein Vater erzählte dann von Expeditionen, die er in Zonen des Äquators und nach Indien unternommen hatte, auch vom Prasseln der Viktoria-Wasserfälle, das ihn an fernes Mündungsfeuer erinnerte, von rosa wogenden Flamingokolonien am Rande des Ngorongoro-Kraters oder davon, dass ein einziger Tiger in der Wildnis ein Revier von vierzig Quadratkilometern benötigte, um würdevoll zu überleben.

Die Mama und Julian schauten einander während dieser Erzählungen oft minutenlang in die Augen, als sehe man im anderen das Licht am Ende des Tunnels, der in das gelobte Land führte. Sie dachte dann: »Wie ich ihn liebe.

Den Gottfried liebe ich auch, aber wie etwas im Großen und Ganzen Erreichbares. Der Julian aber ist aus Molekülen der Ferne gebaut. Zu ihm werde ich immer unterwegs sein, ohne je anzukommen.« Und er dachte: »Danke, lieber Gott, dass es die Mama gibt. Ich darf vor dem Mittagessen nie vergessen, ihr zwei Löffel Lebertran zu holen, damit sie gesund bleibt und Walzer tanzen kann.«

Zu Julians größten Vergnügungen zählte neben dem Lesen, das ihm sein Vater bereits vor Beginn der Schulzeit beigebracht hatte, und dem Spielen des Cembalos unter Anleitung des aussichtslos in seine Mama verliebten Herrn Professors Mailath das Zeichnen von erfundenen Landkarten und Stadtplänen. Mit neun hatte er sich bereits einen Privatatlas mit 127 Ländern auf 31 Kontinenten geschaffen. Dazu Flaggen, Wappen und auch Nationalhymnen. Letztere, die einander ziemlich ähnelten, sang er eines Abends mit solcher Beharrlichkeit immer und immer wieder, dass ihm sein Vater ohne Vorwarnung die üppige Blüte einer Pfingstrose in den Mund stopfte. Dies war die gewaltsamste Handlung, zu der sich Gottfried Passauer seinem Sohn gegenüber je hatte hinreißen lassen, und den ein wenig wer-muthaften Geschmack der Blütenblätter konnte Julian sich noch Jahre später in Erinnerung rufen.

In jener Zeit war Julians Lieblingsfreund der kleine Wolfgang Amadeus Mozart. Zwei Stockwerke unter seinem Zimmer fand ja am 13. Oktober 1762 die heitere Begegnung zwischen dem Kindwunder und der kaiserlichen Familie um Maria Theresia statt, und Gottfried Passauer glaubte

daran, dass die Töne, die damals durch Mozarts Finger dem Hammerklavier entströmt waren, das Mauerwerk des Schlosses für immer mit einem Firnis überzogen hatten, der gegen Hörverlust schützte und die Grundlage der guten Träume bildete, die viele, die in Schönbrunn wohnten oder als Gäste schliefen, stets als so erfrischend lobten.

Julian nahm Mozart als für andere unsichtbaren, aber für ihn durchaus wirklichen Spielkameraden und Berater in sein Leben. Auf den Erkundungen im Park oder in den verwinkelten Haupt- oder Nebengebäuden der Sommerresidenz war er ihm ebenso idealer Begleiter wie bei Besuchen im nahen Technischen Museum, das die von Igo Etrich entworfene Taube, eines der ersten Luftfahrzeuge, barg, mit dem die Freunde in Gedanken bis Mandalay und Tahiti flogen, um die Musiken der Eingeborenen zu studieren. Julians Mozart stotterte ein wenig, sein kurzes braunes Haar unter der weißen Zopfperücke schien klettenübersät, und er kleidete sich in etwas, das an einen leichten Mantel aus zahllosen Briefmarken erinnerte, nur dass jedes der bunten Fleckchen eine Melodie war, die erklang, wenn man sie berührte. Bis zum zehnten Jahr wuchsen die beiden miteinander auf, dann, an einem 21. August, während eines Wettschwimmens im Meer vor dem Lido Venedigs, legte Mozart den Mantel ab, und Julian empfand mit großer Klarheit, dass sein Kamerad versank, hinab zu den Gärten des Poseidon und den Vielgestalten der Wasserbürger, und er schrie ihm noch nach: »Ich brauche dich! Bitte bleib!« und wusste doch Augenblicke später, dass er jetzt zum ersten Mal und unwiderruflich die Erfahrung des Verlassenseins besaß.